

ELISABETH HERRMANN
Requiem für einen Freund

Elisabeth Herrmann

Requiem
für einen Freund

Kriminalroman

GOLDMANN

Originalausgabe

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Die Handlung und die Personen dieses Buches sind rein fiktiv.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2020

Copyright © der Originalausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

©Yolande de Kort / Trevillion Images

CN · Herstellung: kw

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48250-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Shirin

Ibi fas ubi proxima merces

Wo der Gewinn am höchsten, da ist das Recht.

Lucanus

Blick auf die Uhr: noch zwei Stunden.

Ich stehe auf der Terrasse im zweiundvierzigsten Stock des Peninsula Hotels in Hongkong. Die Luft ist feucht und heiß, eine Kombination, die ich nicht gut vertrage. Erst recht nicht nach dem Knock-out im letzten Jahr, den ich immer noch nicht ganz verwunden habe.

Livrierte Kellner bringen Drinks, irgendwo ist es immer siebzehn Uhr, aber ich halte mich an Wasser. Der Himmel ist bleigrau, die Sehnsucht nach einem Gewitter groß. Ich sollte hineingehen in die Welt hinter Glas. Klimaanlage, Pianomusik, abstrakte Kunst. Geschäftsreisende an ihren Laptops. Arabische Großfamilien. Ein paar verirrte Touristen, die irgendwo gelesen haben, dass man nicht Gast im Hotel sein muss, um hier oben einen Drink zu nehmen. Aber ich bleibe draußen, lasse mich an einem der Tische nieder und versuche, das alles zu begreifen.

Ich hier, mitten in dieser asiatischen Metropole, nach einem unüberlegten, von wilden Fantasien und Befürchtungen gedrängten Aufbruch. Nicht gerade der Ort, an dem ich mich noch vor wenigen Tagen vermutet hätte. Aber da saß ich auch noch am Schreibtisch in meinem Büro und dachte an nichts Böses, als es klingelte und dieser Mann vor mir stand, dieser Behördenmensch mit seinem Dienstausweis, und ein Drama von unfassbarem Ausmaß seinen Anfang nahm.

Stopp. Konzentration, bitte. Noch eine Stunde und vierundfünfzig Minuten. Dann werden sie kommen, und du musst

Antworten parat haben, Argumente, Lösungsvorschläge. Verhandeln, Verständnis zeigen, Auswege anbieten. Am besten solche, bei denen es keine weiteren Opfer gibt. Das Leben eines Menschen hängt davon ab, was du in zwanzig Jahren als Anwalt gelernt hast. Also komm zur Sache. Geh alles noch einmal durch. Zeig ihnen, dass sie keine Chance haben. Es gibt nur die bedingungslose Kapitulation.

Und genau die werden sie nicht schlucken.

In Berlin ist es jetzt elf Uhr vormittags. Es ist bewölkt, aber es stehen andere Wolken am Himmel als hier. Ein unfreundlicher, kühler Vorfrühlingstag, an dem man überlegt, vielleicht doch noch den Wintermantel mitzunehmen. Es wird fast still sein. Nur die Verkehrsgeräusche dringen durch die geschlossenen Fenster. Ich müsste einen Schriftsatz ausarbeiten, eine Akteneinsicht anfordern, Rechnungen schreiben, Mandantengespräche führen. Stattdessen sitze ich im »duftenden Hafen« – so heißt Hongkong in der Landessprache – und warte auf einen Killer.

Reiß dich zusammen, Vernau. Du bist ein Unterhändler. Ein Mediator. Du vermittelst zwischen Justiz und Selbstjustiz, zwischen zwölf Jahren Knast in Deutschland oder der Todesstrafe in China. Er wird es einsehen. Ich muss nur gut genug argumentieren und ihm nachweisen, welche Fehler er begangen hat. Vielleicht komme ich dann lebend hier raus.

Mein Wasserglas ist beschlagen. Dicke Tropfen rinnen herab und bilden schon eine kleine, runde Lache auf dem Terrasentisch. Fokussiere dich. Geh noch mal alles durch. Mach ihm klar, dass es keine Rettung für ihn gibt. Beginne einfach mit dem ersten großen Fehler. Wenn all das hier vorüber ist, könnte ich einen Leitfaden für Mörder schreiben, eine Art Gesetzbuch der Gesetzlosen. Und der erste Paragraph trüge die Überschrift:

§ 1

Töte keine kleinen Hunde

1

Fangen wir an mit Carolin Weigert. Ihr Name ist vergessen, niemand außer denen, die sie persönlich gekannt haben, wird sich noch an sie erinnern. Das kollektive Gedächtnis ist löchrig wie ein Sieb. Dabei liegt die Sache nur ein paar Jahre zurück, sie ging durch alle Nachrichtensendungen, Zeitungen und Social-Media-Kanäle. Mit Fotos. Einige wenige seriöse Agenturen hatten den Anstand, wenigstens Weigerts Gesicht zu pixeln. Ihr Schicksal bewegte die Stadt und das Land, wurde aber ein paar Tage später von der nächsten Skandalmeldung abgelöst. Weigert ... Carolin Weigert. Vierundvierzig Jahre alt, Single. Da war doch was ...

Es hilft dem Gedächtnis auf die Sprünge, wenn man ein paar weitere Namen nennt: Zumwinkel, Hoeneß und Schwarzer. Schon erhellen sich die Gesichter, und eine durchaus nachvollziehbare Genugtuung knipst ein Lächeln an: Ja! Da wurden doch endlich mal die Richtigen erwischt!

Carolin Weigert arbeitete als Staatsanwältin für Wirtschaftsstrafsachen am Kriminalgericht Moabit. Dazu muss man wissen: Berlin ist, was Geldwäsche und Steuerhinterziehung im großen Stil betrifft, nur bedingt ein *place to be*. Ich rede nicht von den kleinen Fischen, sondern den großen Haien. Die tummeln sich lieber da, wo es warm ist und der Sozialneid nicht so groß.

Deutschland liegt zwar mit so ehrenwerten Staaten wie dem Libanon, Bahrain und natürlich der Schweiz weit vorne im

Ranking der internationalen Steueroasen. Aber sein Geld versteckt man nur ungern in einer bankrotten, rot-rot-regierten Stadt. Trotzdem war Carolin Weigert eine Art stille Berühmtheit in gewissen Kreisen. Wenn sie sich in einen Fall verbissen hatte, ließ sie nicht mehr los. Sie ließ den Neuköllner Autohändler, der sein Schwarzgeld im Kofferraum spazieren fuhr, genauso einbuchen wie den Drei-Sterne-Koch. Sie ahndete gnadenlos Konzertveranstalter wie Eisverkäufer, machte weder vor Politikern noch Handwerkern halt, und jeder, der es mit ihr zu tun bekam, wusste, aus dieser Chose kam er nicht mehr heraus. Ihre Erfolgsquote war einzigartig, ihre Unbeliebtheit auch. Sie war unangreifbar, unbestechlich, gnadenlos. Doch dann geschah etwas, das diese geradlinige, in stetem Winkel nach oben weisende Karriere beendete. Gut vier Jahre ist es her, dass das Blatt sich zu ihren Ungunsten wendete. Weigert, die Unangreifbare, die in Drachenblut Gebadete – sie war verwundbar.

Es gibt ein Foto von ihr aus jener Zeit, das ich nicht vergessen habe. Sie verlässt die Staatsanwaltschaft durch einen Seiteneingang und versucht, das Gesicht mit einer Zeitung zu schützen. Ihre Kleidung wirkt wie von einem Stylisten für Netflix-Anwaltsserien: teuer und perfekt. Durch die offenen, schulterlangen Haare fährt ein Windzug, sie wirkt wie Amal Clooney auf dem Weg zur nächsten Verhandlung am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Sie ist cool, man kann es nicht anders sagen. Cool und eine Augenweide, in Berlin kann das schon ein Grund sein, die Messer gegen sie zu wetzen. Den Hund hatte sie nicht dabei.

Wie aus der Boulevardpresse zu erfahren war, hatte sie ihn sich erst ein paar Tage später angeschafft. Einen reinrassigen Dobermann-Rüden, der dominanteste seines Wurfs, für knapp zweitausend Euro von einem brandenburgischen Züchter erstanden, der auch Rottweiler und Rhodesian Ridgebacks an-

bot. Der Hund war gerade mal acht Wochen alt, noch nicht stubenrein und brauchte »eine starke Hand«, um nicht zu einer tickenden Zeitbombe heranzuwachsen. Weitere Bedingungen, außer Barzahlung ohne Quittung, stellte der Züchter nicht. Es ist erstaunlich, dass Carolin Weigert sich darauf einließ, zweitausend Euro schwarz zu zahlen, aber vielleicht hatte sie sich den Mann auch nur still für eine spätere Sanktion vorgemerkt, zu der es nicht mehr kommen sollte.

Da war ihr Leben bereits aus den Fugen geraten. Äußerlich merkte man ihr das nicht an. Sie erledigte ihren Job, sie funktionierte, aber es gibt aus dieser Zeit zwei Anzeigen gegen unbekannt, die beide ohne Erfolg geblieben sind. Carolin Weigert fühlte sich verfolgt. Es begann mit den zerschnittenen Reifen ihres Autos, setzte sich fort mit anonymen Anrufen, dazu verschwanden wichtige Akten aus ihrem Büro. In der Tiefgarage hatte ihr ein Mann aufgelauert, aber sie konnte nicht erkennen, wie er aussah. Sie hatte ihn als bedrohlich empfunden, aber der Beamte, der die Anzeige aufnahm, konnte mit diesen Angaben keine Fahndung ausschreiben.

Mitarbeiter beschwerten sich über sie. Sie sei unkonzentriert und aggressiv. Mehrfach suchte sie den Arzt auf, weil Schwindelattacken und Übelkeit sie plagten. Die Kantine betrat sie nicht mehr, ihr Essen nahm sie abgepackt von zu Hause mit. Als sie eines Abends nach Hause kam, musste sie feststellen, dass sich jemand Zugang zum Schlafzimmer verschafft und in ihr Bett ejakuliert hatte.

Die herbeigerufenen Beamten rieten ihr, sich eine Alarmanlage anzuschaffen. Die Polizistin musste aufs Klo, und als sich die beiden verabschiedeten, lag etwas Unausgesprochenes in der Luft. So wie ein Vorwurf, den man nicht machen will, oder ein Hinweis auf einen Fleck, den man zwar sieht, sich aber nicht traut anzusprechen.

Erst nachdem sie gegangen waren, checkte Carolin Weigert, dass der Einbrecher auch in ihrem Badezimmer gewesen war. Er hatte nichts gestohlen, sondern etwas dagelassen. Im Waschbeckenschrank hinter dem Spiegel lagen zwei angebrochene Packungen Psychopharmaka. Sie kannte die Medikamente nicht, aber die Polizistin musste sie gesehen haben. Sie konnte sich denken, was die beiden Beamten auf dem Weg zurück auf die Wache miteinander besprachen: völlig durchgeknallt, weiß nicht mehr, mit wem sie die Nacht verbracht hat ...

Carolin Weigert musste da bereits ahnen, wer hinter diesen Angriffen steckte. Doch sie war noch klar – und klug – genug, um zu erkennen, dass ein reiner Verdacht nicht ausreichte. Sie musste verdeckt ermitteln und Beweise zusammentragen. Vor allem aber musste sie überleben. Sie erkannte: Die Einschüchterungsversuche erreichten von Mal zu Mal ein höheres Level. Noch nicht mal mehr der Generalstaatsanwalt glaubte ihr noch. Auf der Polizei die dämliche Frage: Haben Sie Feinde? Natürlich! Als Staatsanwältin für Wirtschaftsstrafsachen sammelte sie Feinde wie Panini-Bilder. Aber die saßen hinter Gittern oder führten ein Leben, in dem sie sich sogar für eine Kugel Eis eine Quittung geben ließen, um bloß nicht noch einmal in Carolin Weigerts Mühlen zu geraten. Es ging um etwas ganz anderes, und ich begriff erst viel später die ganze Tragweite: Sie war einer Sache auf der Spur, die sich mit Zumwinkel, Hoeneß und Schwarzer messen konnte. Die im politischen und wirtschaftlichen Berlin keinen Stein mehr auf dem anderen lassen würde. Aber irgendjemand hatte davon Wind bekommen, und die berufliche und private Demontage einer der qualifiziertesten, unbestechlichsten Fahnderinnen hatte ihren Anfang genommen.

Erzählen Sie das mal einem schlecht gelaunten Bereitschaftspolizisten nach einer harten Nacht. Er wirft einen Blick in sei-

nen Computer und sieht auf einen Blick, dass die Frau, die ihm gegenüber sitzt, seine Kollegen schon mehrmals mit falschem Alarm auf die Schippe genommen hatte. Dass sie stammelt, ab und zu verwirrt wirkt, und das Glas Wasser mit der Begründung ablehnt, sie wäre nicht dabei gewesen, als es eingegossen wurde.

»Schaffen Sie sich einen Hund an.«

Das war der einzige Rat, mit dem Carolin Weigert etwas anfangen konnte.

Sie nannte ihn Tobi. Obwohl sie wusste, dass der Name eher zu einem verspielten kleinen Wesen passen würde als zu einem muskelbepackten Rüden, der er in ein paar Monaten sein würde. Mutig, loyal und angstfrei. Sie kam wieder gerne nach Hause, und sie dachte nicht im Traum daran, ihre Ermittlungen gegen die Verdachtspersonen einzustellen. Sie war nur vorsichtiger geworden, inner- und außerhalb ihrer eigenen Behörde. Auch wenn es ihr von Tag zu Tag schwerer fiel, sich zu konzentrieren. Zu dieser Zeit ernährte sie sich nur noch von abgepackten Müsliriegeln, die sie jedes Mal in einem anderen Bio-Supermarkt kaufte. Es gab noch Menschen, denen sie vertrauen konnte. Nicht viele, eigentlich nur einen einzigen, den sie nie ganz ernst genommen hatte. Aber der ihr in den letzten Wochen zu einer großen Stütze geworden war. Aber der konnte ihr auch nicht mehr helfen an diesem Freitag, dem dreizehnten März vor vier Jahren.

Es gibt keine Zeugen, und die Überwachungskameras hatte sie ausgeschaltet, als sie nach Hause gekommen war. Eindeutig in den Akten belegt ist, dass sie gegen neunzehn Uhr noch einmal die Wohnung verließ, sich hinters Steuer setzte und den Motor startete, noch bevor das Garagentor hochgefahren war. Dass Tobi vermutlich auf dem Rücksitz lag und später zu ihr gekrochen sein musste, als klar war, dass keiner

von beiden das Auto mehr lebend verlassen würde. Dass die Zentralverriegelung zuschnappte und die Abgase über einen umfunktionierten Staubsaugerschlauch ins Wageninnere gelangten. Dass es ein Selbstmord war, so steht es in den Akten. Heute noch. Vermutlich psychische Probleme. Im Haus fand man Psychopharmaka und einen Abschiedsbrief. Im Wagen, am nächsten Morgen, Carolin Weigerts Leiche und einen toten Hundewelpen.

Es sagt eigentlich eine ganze Menge über unsere Gesellschaft, dass der grausame Tod des kleinen Hundes in den kommenden Tagen mehr Gemüter bewegte als eine tote Staatsanwältin. Ich erinnere mich noch, dass ich die Schlagzeilen las und mich fragte, wer so etwas durchgehen ließ: »Musste Tobi leiden?« Mein alter Kumpel Marquardt, der mittlerweile alle Delikte, auch solche, die es noch gar nicht gab, in seiner Kudamm-Kanzlei bearbeitete, hatte sie gekannt. Wir unterhielten uns darüber, ein paar Tage, ein paarmal, dann wurde Carolin Weigerts einsamer Tod vom Alltag eingeholt, an den Rand gedrängt und schließlich vergessen. Aber ich erinnere mich noch an eine U-Bahn-Fahrt kurz nach dem Bekanntwerden der Tragödie. Zwei ältere Damen, wahrscheinlich auf dem Weg zum Konditor, unterhielten sich über die Schlagzeile.

»Wer schafft sich denn erst einen Hund an und bringt sich dann um?«

»Das arme Tier.«

»Ja. Das arme Tier.«

Ich denke, Tobi hat seine Treue und Loyalität auch posthum noch unter Beweis gestellt. Er war, meine Freunde, euer erster großer Fehler. Und ihm sollten weitere folgen. Denn wenn eine Tat nur um der Vertuschung willen geschieht, dann darf das Motiv niemals mehr das Licht des Tages sehen. Ihr dachtet,

es wäre mit Carolin Weigerts Tod ausgestanden. Ihr hattet vier Jahre lang Ruhe und Zeit zum Vergessen. Nie hättet ihr geglaubt, dass jemand wie ein Maulwurf beharrlich in der Dunkelheit gräbt und gräbt und gräbt.

Und damit meine ich nicht mich. Vorläufig wenigstens.

2

Für mich begann die ganze Geschichte damit, dass ich gerade dabei war, nach einer schlimmen Zeit im Krankenhaus (und nicht nur da) wieder auf die Beine zu kommen. Dazu gehörte, mein Leben neu zu ordnen, privat und beruflich. Privat gab es da nicht viel, beruflich musste ich eine Menge besänftigende Telefonate und komplizierte Korrespondenzen führen. Aber die meisten wussten Bescheid. Auf die Buschtrommeln ist selbst in Berlin Verlass. Ich hatte ein eigenes Büro, es Anwaltskanzlei zu nennen wäre vielleicht übertrieben, aber es gab wieder Fälle und Mandanten, und die ganze Herrlichkeit des Lebens und das Geschenk, dem Tod so haarscharf entronnen zu sein, gipfelte in der Bearbeitung von Eigentumsdelikten, Schwarzfahren und leichter Körperverletzung. Also genau das, was man einem Rekonvaleszenten wie mir zumuten konnte.

Die Post bestand hauptsächlich aus Rechnungen, die ich bezahlen musste, und Rechnungen, die meine Mandanten mit fantasievollen Entschuldigungen nicht bezahlen wollten. Ich war wieder dort, wo ich schon vor zehn Jahren gewesen war, nur dass der Zauber des Anfangs vom Fluch der Wiederholung getrübt wurde. Ich fühlte mich wie in einer Warteschleife, und jedes Mal, wenn es so klang, als ob in der Leitstelle Leben jemand rangehen würde, begann nach einem vielversprechenden Knacken und Rauschen das ewig gleiche Dudeln wieder von vorn.

Ich war an jenem Tag in Eile. Frühmorgens nichts Ungewöhnliches. Ich hatte mir in der Küche unserer Bürogemeinschaft einen Kaffee geholt und wie so oft unserer alten, asthmatischen Trägermaschine hinterhergetrauert. Um sie hatten Marie-Luise und ich gestritten wie ums Sorgerecht für den Familienhund. Ich hatte nachgegeben, und sie konnte jetzt ihre von glücklichen bolivianischen Pflückern geernteten Bohnen in ihrer Hinterhofbutze zu so viel dunklem, duftendem Espresso verarbeiten, wie sie wollte. Der Verlust war noch nicht verarbeitet. Sie hatte mein Leben in vielerlei Hinsicht verändert, und wer jetzt rätselt, was ich damit meine – Marie-Luise oder die Kaffeemaschine? –, dem muss ich beipflichten, dass es mir genauso geht. Vor allem abends, wenn aus den anderen Büros junge Menschen mit seltsamen Kopfbedeckungen hinausschwärmen ins Berliner Nachtleben, sich die Klinke in die Hand geben mit denen, die gerne nachts im geisterhaften Licht ihrer Laptops und riesigen Monitore arbeiten, ein stetes Kommen und Gehen, eine freundliche Unverbindlichkeit, ein locker gewebtes Netz, an den Knotenpunkten durch gemeinsame Projekte verbunden, die Wanderarbeiter der neuen Zeit, das Prekariat der *Information Technology*. Ich fühlte mich manchmal wie ein Relikt aus den Anfängen des Manchesterkapitalismus. Einer, der den Anschluss verliert an all das Neue. An meinen Schreibtisch war ich durch einen ganz altmodischen Aushang gekommen, *Coworking Space*, wöchentlich kündbar, nichts auf Dauer, aber wer wollte das schon in Berlin haben? Wir arbeiteten nebeneinander her. Ich gewöhnte mich ziemlich schnell an diesen Zustand und daran, der Älteste von allen zu sein. Immerhin hatte ich bei Computerproblemen sofort jemanden zur Seite.

Der Brief, den ich also an einem hastig durchschrittenen Morgen in meinem Eingangsfach fand, kam vom Finanzamt

Wilmersdorf, bei dem ich immer noch geführt wurde. Ein Umschlag aus grauem Recyclingpapier, Postostempel, Absender im Sichtfenster. Genau die Sorte Post, mit der man sich als Letztes beschäftigen möchte. Als Volljurist hatte ich gleichzeitig mit dem zweiten Staatsexamen auch die Prüfung zum Steuerberater abgelegt, deshalb hatten Marie-Luise – ebenfalls Volljuristin, man wollte es manchmal nicht glauben – und ich unsere Jahresabschlüsse immer selbst gemacht. Als wir noch eine Kanzleipartnerschaft hatten, war das stellenweise in ein verbales Gemetzel ausgeartet, denn natürlich war ich derjenige, der seine Belege ordentlich aufbewahrte, während sie das Schuhkartonsystem aus Studentenzeiten bevorzugte. Nur einer von vielen Gründen, weshalb wir seit einiger Zeit getrennte Wege gingen und ich mir täglich aufs Neue sagte, dass dieser Zustand von klinischer Ordnung, in dem sich mein Arbeitsleben gerade befand, genau das war, wonach ich mich jahrelang gesehnt hatte.

Der Brief war dünn und außergewöhnlich, denn eigentlich sollte es ein paar Monate Ruhe geben. Das vorvergangene Jahr war abgesegnet, für das vergangene hatte ich Zeit bis Jahresende. Es lag also kein Grund vor, Post vom Finanzamt zu erhalten. Er konnte nur zwei Dinge bedeuten: Ich bekam aus unerfindlichen Gründen Geld zurück, oder das Finanzamt wollte welches. Ich riss den Umschlag auf – besser, man hat es hinter sich.

Nach den ersten Sätzen war mir klar, dass es nicht nur um die Negativbilanz dieses Tages, sondern die der kommenden Wochen ging. Eine Prüfungsanordnung für die letzten vier Jahre, die in der Amtsstelle begann und als Außenprüfung in meinem Büro fortgesetzt werden würde. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff: eine Betriebsprüfung.

Der Mann oder die Frau würde nächste Woche hier auftau-

chen, sich mit Dienstausweis vorstellen und einen »geeigneten Arbeitsplatz sowie die erforderlichen Hilfsmittel« erwarten.

Holy shit.

Es war kaum auszudenken, was mich erwartete. Die letzten vier Jahre! Jede Rechnung, jede Kontobewegung, jede Quittung würden kontrolliert werden. Alles musste vorliegen. Fahrscheine. Restaurantbelege. Nachweise für Kopierpapier und Druckerpatronen. Das Finanzamt würde mein berufliches Dasein komplett auf den Kopf stellen und durchleuchten. Damit hätte ich vielleicht noch umgehen können, bis mir einfiel, dass ich dieses Dasein mit jemandem geteilt hatte.

Reflexartig, wie immer, wenn die Leitstelle Leben mir den Mittelfinger zeigt, rief ich Marie-Luise an.

»Vernau? Hey! Wie geht es dir?«

Sie klang etwas außer Atem. Den Hintergrundgeräuschen nach zu urteilen befand sie sich an einer dicht befahrenen Kreuzung.

»Gut. Danke. Also nicht gut, eigentlich.«

»Was ist?«

»Ich habe eine Betriebsprüfung. Und wenn ich *ich* sage, dann meine ich: *wir*.«

Schweigen. Es hupte, Menschen riefen, irgendjemand brüllte in ein Megafon. Es war Freitag. Andere haben Yoga-Termine. Marie-Luise ging auf Demos.

»Wie? Wir?«

»Es geht um die letzten vier Jahre. Davon waren wir zwei in einem gemeinsamen Büro aneinandergelockt. Du erinnerst dich?«

»Jep. Vage. Wie an einen Unfall, den man am liebsten verdrängen möchte.«

»Geht mir genauso. Was soll ich der Amtsperson sagen?«

Fischer, stand unter dem Schreiben. U. Fischer.

»Einspruch.«

»Gegen eine Betriebsprüfung? Ich kann sie schieben. Aber nicht verhindern. Und das auch nur mit wichtigen Gründen. Nenn mir deine wichtigen Gründe.«

»Ähm ...«

»Sehe ich ähnlich. Dieser Fischer, Mann oder Frau, kommt nächste Woche.«

»Was?«

»Also, bis dahin bitte alle Unterlagen der letzten vier Jahre zu mir.«

»Moment. Vernau, sorry, aber du hast den Dreck am Schuh, nicht ich.«

Ich hätte genauso reagiert. Was die Gegenseite niemals merken darf.

»Da, werte Frau Hoffmann, befinden Sie sich in einem Ereignistatbestandsirrtum. Wir hatten eine Bürogemeinschaft. Du erinnerst dich?«

Schweigen. Irgendjemand in der Nähe von Marie-Luise brüllte Parolen in sein Megafon, die etwas mit Umwelt, Klimakatastrophe und dem Bauernstand zu tun hatten. Ich sprach besonders laut und deutlich.

»Egal, was dir dein Therapeut weismacht, ich brauche die Unterlagen. Und zwar geordnet, mit sämtlichen Originalen. Bis Montag.«

»Nee, Vernau. Wirklich?«

»Bis Montag.«

Eine Trillerpfeife legte los und zerfetzte mir fast das Trommelfell. Ich legte auf und suchte in meinem Gedächtnis nach den angesagtesten Demos des heutigen Tages. Berlin bietet auch in dieser Hinsicht für jeden Geschmack etwas. Schüler gegen den Klimawandel, Enteignung von Wohneigentum, mehr Fahrradwege, weniger Kopftuchmädchen. Jeder konnte

im Herzen der Hauptstadt den Verkehr lahmlegen und seine Wünsche an das Universum der genervten Umwelt entgegenschleudern.

Herr oder Frau Fischer hatte sein oder ihr Kommen für Mittwoch nächste Woche avisiert. Früh am Morgen, wenn man Beamtenarbeitszeiten zugrunde legt. Geeigneter Arbeitsplatz vorausgesetzt, für den ich auch noch zu sorgen hatte. In meinem Büro standen ein Schreibtisch und zwei Stühle. In den anderen Räumen der Etage sah es nicht anders aus. Ich verließ den Raum und kam über einen Flur in die offene Küche, die wir Co-Worker uns teilten. Genau wie den Konferenzraum. Meine Hoffnung, er wäre wie durch ein Wunder ab Mittwoch frei, erfüllte sich natürlich nicht. Meine Mitmieter hatten sich bereits eingetragen. Es waren zwei Start-up-Unternehmen, beide im Bereich veganer Fertiggerichte und klimaneutraler Auslieferung unterwegs. Dann hatten wir noch einen irgendwie hungernd aussehenden britischen Wirtschaftsjournalisten unter uns, der in ständiger Angst vor der Abschiebung lebte, und eine junge Koreanerin, die kurz nach mir eingezogen war, von der keiner genau wusste, was sie eigentlich machte und gegen die wir den Verdacht hegten, in ihrer Bürobutze zu wohnen. Was ihr bei den Mietpreisen, die mittlerweile in Berlin verlangt wurden, keiner richtig übelnehmen konnte. Ich zahlte für meine zwanzig Quadratmeter mit Concierge und ständig ausgebuchtem Konferenzraum mehr, als unsanierte Sechszimmer-Altbauwohnungen in Kreuzberg noch vor einigen Jahren gekostet hatten.

Der Brief kam erst einmal in die Ablage, und dort blieb er, bis ein ereignisloses Wochenende vorüber war.

Am Montagnachmittag tauchte Marie-Luise auf. Wie immer eine irgendwie fliegende, ätherische Gestalt, auch wenn sie versuchte, sich mit Cowboystiefeln und nietenbeschlagenen

Gürteln etwas mehr Erdschwere zu geben. Die roten Locken trug sie schulterlang und offen, an ihren Handgelenken klimpten tibetische Gebetsarmbänder und vermutlich dem Klang nach ausgesuchter weiterer Silberschmuck. Sie schien eine Back-to-the-roots-Phase zu haben, denn der Strickmantel sah aus, als hätte er schon Generationen von Open-Air-Festivals überlebt, und die lederne Umhängetasche war blank gewienert vom Gebrauch. Was man bei all dem alternativen Gedöns schnell übersehen konnte – sie brauchte nur den Strickmantel auszuziehen und sich einen Blazer überzuwerfen, die Haare zurück und drei Pfund Silber weg, schon stand man einer durchaus attraktiven und halbwegs seriös wirkenden Anwältin gegenüber. Offenbar hatte sie heute keinen Termin mehr am Gericht und sich deshalb bereits am frühen Nachmittag in ihr Coachella-Outfit geworfen.

»Hier bist du also gelandet.«

Die Hände in die Taille gestützt, mit skeptischem Blick und mäkelig verzogenen Lippen sah sie sich um.

»Jep.«

»Gab's nichts anderes?«

»Nope.«

Ich sagte das wie Benedict Cumberbatch als Sherlock Holmes und fühlte mich immer ziemlich cool damit. Sogar mein Zurücklehnen in den Schreibtischsessel und das Zusammenlegen der Fingerspitzen, das leichte Hin- und Herdrehen, dabei sein Gegenüber nicht aus den Augen lassen, gab mir, wie ich fand, etwas Filmreifes. Sie runzelte die Stirn, verkniff sich aber einen weiteren Kommentar. Stattdessen trat sie ans Fenster und suchte einen Griff. Den gab es natürlich nicht. Wie alle Bürohäuser der Neuzeit, und damit meine ich die letzten Jahrzehnte, waren die Fassaden in Fertigbauweise hochgezogen worden. Für individuelle Wünsche wie Frischluft hatte es keinen Platz

gegeben. Vielleicht wollte man auch nur das Sicherheitsrisiko verkleinern. Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich war es das, was mich an dieser Bürosituation am meisten nervte: Alles war geradlinig, leicht zu reinigen, effizient und suiziderschwerend.

»Das ist ...«

Sie führte nicht näher aus, was sie damit meinte. Sogar die Wände waren keine Wände, sondern verschiebbare Trennelemente. Ich hatte Schränke, aber keine Möglichkeit, auch nur einen Nagel einzuschlagen. Es war ihr anzusehen, was sie von dieser Art Käfighaltung hielt.

»Ich steh im Halteverbot. Man kriegt ja nirgends mehr einen Parkplatz.«

»Wir haben eine Tiefgarage.«

»Hab ich gesehen, ist mir zu teuer. Die zwei Minuten ... kommst du mit runter?«

»Klar.«

Ich schnappte mir Mantel und Chipkarte, dann verließen wir mein Reich. Marie-Luise linste begehrlig in die Kaffeeküche – Obst, Croissants, ein gut bestückter Kühlschrank mit Preisliste, aber ich wollte es hinter mir haben.

»Brauche ich eine Sackkarre?«

»Quatsch.«

Wir liefen zum Lift.

»Es sind nicht mehr als vier Ordner. Und dann hab ich noch zwei Kisten mit irgendwelchem Zeug. Ich glaube, die Originale. Oder Sachen, die ich in die Steuererklärung reingeschrieben, aber nicht angeheftet habe.«

Wir waren getrennt veranlagt, aber es gab enorme Überschneidungen. Zum Beispiel hatte immer der die Miete bezahlt, der mehr eingenommen hatte im Monat.

»Wie?«, fragte ich. Mir schwante Böses. »Reingeschrieben, aber nicht angeheftet?«

»Keine Ahnung.« Sie drückte auf den Knopf. »Ist doch alles durchgegangen bisher.«

»Bisher. Ja. Warte mal ab, was Prüfer alles beanstanden.«

»Warum machst du dir im Vorhinein eigentlich so viele Sorgen? Vielleicht sind sie ja ganz nett.«

Ich hatte noch nie von netten Betriebsprüfern gehört.

»Sie tun auch nur ihren Job«, fuhr sie fort. In der Tonlage, mit der man Pferde vorm Kastrieren beruhigt. »Im Übrigen bin ich absolut für Steuergerechtigkeit. Also, von mir können sie haben, was sie wollen. Mein Herz ist rein.«

»So.«

Die Fahrstuhlüren öffneten sich, die Kabine war leer. Auf dem Weg nach unten versuchte ich, ihr reines Herz mit meiner Sicht der Dinge nicht zu sehr zu schocken.

»Ich erinnere dich an die Schublade.«

Erstaunt sah sie mich an. »Welche Schublade?«

»In der du das Geld für deine kostenlosen Mietberatungen gebunkert hast.«

»Wie bitte? Das waren Spenden!«

»Quittung?«

»Was denn für eine Quittung, wenn ich sie eins zu eins weitergebe?«

»An wen?«

»Sag mal, bist du jetzt unter die Inquisitoren gegangen?« Sie pustete sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Sie haben *dich* in der Mangel, nicht mich. Das ist echt ein Gefallen, den ich dir tue.«

Ich sah das anders. Sie ritt mich mit ihrer Buchhaltung nur noch tiefer in den Morast. Aber es hatte keinen Sinn, das mit einer linken Miet- und Familienrechtsanwältin in einem Aufzug zu thematisieren.

Ihr Wagen stand auf dem Bürgersteig. Immer noch ein alter

Volvo. Diese Treue rührte mich. Vor allem, als sie den verbeulten Kofferraum nicht aufbekam und ich ihr half. Es war wie früher.

Was ich sah, überstieg meine schlimmsten Befürchtungen.

Ich blickte auf offene Kartons, aufeinandergeworfene Aktenordner, dreckige Gummistiefel, Leergut, eine brüchige Yogamatte und andere unidentifizierbare Gegenstände, die offenbar seit der Erstzulassung des Wagens nicht mehr das Licht der Sonne gesehen hatten.

»Warst du ...« Ich zog den obersten Ordner heraus, der bis zum Bersten gefüllt war, und es geschah, was geschehen musste: Die Träger hielten nicht mehr. Drei Kilo Papier klatschten auf den Boden.

»Vernau! Pass doch auf!«

Wir gingen in die Hocke und versuchten, von dem nassen, dreckigen Pflaster zu retten, was zu retten war. Ihre Hände flogen zu den Papieren, stapelten sie aufeinander und stopften sie zurück zwischen die Pappdeckel. Ihre Haare kitzelten mich, als wir zusammen unter den Auspuff krochen, um Thermodrucke und Belege einzusammeln. Ich roch ihr Parfum, nicht mehr so schwer wie früher, ein leichter, angenehmer Duft von Weißem Moschus und Patschuli. Ich hatte den Impuls, in dieses Auto einzusteigen und mit ihr loszufahren, irgendwohin. An die Ostsee von mir aus oder einen dieser bleigrauen brandenburgischen Fischweiher. Einfach nur raus. Einfach Sonne. Die Scheiben runter, den Fahrtwind im Haar. Neuland unterm Pflug. Frei. Unschlagbar.

Man hatte solche Impulse, wenn man unvorbereitet auf Marie-Luise traf. Ich hätte mir vor unserer Begegnung besser vor Augen gehalten, warum es gut war, dass wir genau diese Dinge nicht mehr taten.

»Echt jetzt?« Sie hielt ein verdrecktes, nasses Papier hoch und betrachtete es mit zusammengezo-genen Augenbrauen. »Die Rechnung an Marquardt! Er hat sie immer noch nicht bezahlt! Jedes Jahr schicke ich sie ihm, und nie kommt was. Drecksack.«

Ich nahm ihr das Schreiben aus der Hand. Es ging um den Fall Otmar Koplin, und der war fast zehn Jahre her. Ich hatte mich nach dem Urteil »Lebenslänglich« nicht mehr um ihn gekümmert.

»Ist er raus?«, fragte ich und merkte, dass meine Stimme belegt war. Lebenslänglich, damit war man in diesem Alter eigentlich nach ein paar Jahren wieder auf freiem Fuß.

»Er ist gestorben.«

Ich reichte ihr das Papier zurück. Sie sah mich an mit schmalen Augen, rätselhaft, ein bisschen wie eine Meerjungfrau, die nicht wusste, ob sie ihr Gegenüber ignorieren oder ertränken sollte.

»In der Haft. Er war krank. Ich hab ihn ein paarmal besucht. Er ist in Görlitz begraben, anonym. Er wollte das so.«

Vorsichtig nahm sie mir die Rechnung ab, legte sie auf den Ordner und strich sie glatt.

»Unser ganz großes Ding«, sagte sie. Es klang tatsächlich wehmütig.

»Unser ganz großes Ding«, wiederholte ich. Der Verkehr auf der Torstraße brandete um uns herum, Fußgänger warfen uns zornige Blicke zu. Aber Marie-Luises Wagen, gepaart mit ihrer Erscheinung, bekam in dieser Gegend noch so etwas wie Bestandsschutz. Man erinnerte sich plötzlich wieder, was man vertrieben hatte.

»Also?« Sie richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. »Unsere letzten gemeinsamen Jahre. Bitte sehr.«

Ich holte die Ordner heraus, sie legte sie mir auf den Arm

und die Kartons obendrauf, stopfte den Rest in Jutebeutel und hängte sie mir über die Schultern. »Mach was draus.«

Und dann beugte sie sich vor und hauchte mir einen Kuss auf die Wange. Mit einem fröhlichen Lächeln stieg sie ein, warf die Tür zu – die sprang wieder auf, sie warf sie wieder zu, startete, der Auspuff knallte, und dann boxte sie sich in den Verkehr, und alle machten ihr Platz. Ich stand da, beladen wie die Altpapier-Müllabfuhr, sah ihr hinterher und versuchte zu vergessen, wie es gewesen war, damals, neben ihr zu sitzen und ins Ungewisse zu starten.

3

Ich fühlte mich also bestens vorbereitet auf den Besuch der Amtsperson. Ohne auch nur einen Gedanken an den Müllberg in meinem Büro zu verschwenden, konzentrierte ich mich auf meine Arbeit und hatte Herrn Fischer sogar fast schon vergessen, als er am Morgen, am verdammt frühen Morgen Mitte der Woche unten auf der Straße auf mich wartete.

Kann man Menschen ansehen, dass sie vom Finanzamt kommen? Natürlich nicht. Trotzdem wusste ich sofort, wer sich da auf der anderen Seite des Fußgängerübergangs vor dem Eingang herumtrieb, frierend von einem Fuß auf den anderen trat, auf seine Uhr schaute und eine Aktenmappe unter dem Arm trug. Viel zu dünner Mantel, nicht gewohnt, draußen zu sein. Hochgezogene Schultern, blasses, schmales Gesicht. Ein kleines Käppi auf dem Kopf, vielleicht aus dem Anglergeschäft. Würde zu ihm passen. Angeln, meine ich. Ungefähr meine Größe, aber um die Leibesmitte wesentlich fülliger (hoffte ich wenigstens, meine Selbstwahrnehmung begann sich als Zeichen zunehmender Rekonvaleszenz schon wieder zu trüben).

Er hätte auch klingeln können. Irgendjemand hätte ihm aufgemacht und ihn in Empfang genommen. Aber trotzig wie ein kleines Kind stand er in der eisigen Zugluft auf dem Trottoir und spähte mal in die eine, mal in die andere Richtung. Ich erinnerte mich nicht, eine Uhrzeit auf dem Schreiben gelesen zu haben. Aber sehr wohl, dass Finanzbeamte Gleitzeit haben

und die Härtesten von ihnen schon um sechs Uhr am Schreibtisch sitzen. Angeblich, ich hatte mich noch nie persönlich davon überzeugt. Es diente als Rechtfertigung, wenn ab mittags keiner mehr ans Telefon ging. Jetzt war es halb acht. Ich hatte um neun einen Telefontermin mit einer Richterin – Betrug durch Manipulation eines Pfandflaschenautomaten. Ich war der Pflichtverteidiger, es ging weniger um die lächerliche Summe als ums Prinzip. Armut hatte in dieser Stadt genügsam und dulddend zu sein. Dass es in diesem Fall mehr ums Überleben als um Bereicherung ging, war wesentlicher Bestandteil meiner Strategie. Ich kannte die Richterin, es würde auf Bewährung hinauslaufen. Ein vorhersehbarer Vormittag. Um zwei hatte ich mich nach längerer Zeit einmal wieder mit Marquardt verabredet, danach Büroarbeit, gegen sechs in ein günstiges Fitnessstudio bei mir um die Ecke, Telefonat mit Saskia, einer schleppend verlaufenden Beziehung, die eigentlich nur noch fortgesetzt wurde, wenn wir beide nichts Besseres vorhatten. Der Tag war die Blaupause meines Daseins, das sich montags bis freitags in dieser Weise wiederholte.

Ich überquerte die Kreuzung und ging direkt auf den wartenden Mann zu. Ich hatte Glück: Er starrte gerade wieder Richtung Rosa-Luxemburg-Platz, der Überraschungsmoment war auf meiner Seite.

»Herr Fischer?«

Er fuhr zusammen und drehte sich um. Im gleichen Moment tat es mir leid, ihn so erschreckt zu haben. Panik stand in seinen Augen, Fluchtreflex. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er sich wieder in der Gewalt und streckte mir seine eiskalte Hand entgegen.

»Herr Vernau, wie ich vermute.«

Wir standen auf der Torstraße wie David Livingston und Henry Morton Stanley, zwei Fremde, die der Zufall zusammen-

gewürfelt hatte. Zumindest für die nächsten Tage. Sein Händedruck war erstaunlich kräftig und ehrlich. Er dauerte auch etwas, als ob er sich dadurch Körperwärme von mir abzapfen könnte.

»Ist kalt hier draußen«, sagte ich und löste mich schließlich aus dieser seltsamen Begrüßung.

»Ja, ja«, pflichtete er mir hastig bei. »Ich bin etwas vor der Zeit, verzeihen Sie bitte. Normalerweise sitze ich schon längst am Schreibtisch. Im Amt. Aber extern nie vor acht.«

»Ein Frühaufsteher?«, fragte ich munter. Vielleicht gelang es ja, den Schwung dieses freundlichen Erstkontakts mitzunehmen. »Kommen Sie erst mal rein.«

Ich gab die PIN ein, und das Schloss öffnete sich mit einem leisen Sirren. Fischer folgte mir, wobei er interessierte Blicke auf die Details warf. Die große Tafel im Eingangsbereich, auf der die Firmen aufgelistet waren, die ihren Sitz in diesem Haus hatten. Die Sicherheitsschleuse, an der kein Mensch saß und wohl ein vergessenes Planungsdetail gewesen war, immerhin befanden wir uns nah am Regierungsviertel. Die drei Fahrstühle, von denen zwei in Betrieb waren und einer mit geöffneten Türen auf uns wartete. Das Display, das die altbekannten Knöpfe ersetzte, das Kameraauge schräg gegenüber. Ein Spiegel, in dem ich mich weniger aus Eitelkeit musterte, eher, um die halbe Minute mit einem wildfremden Mann, der gleich bis in die intimsten Details meiner letzten vier Jahre eindringen würde, irgendwie zu überspielen.

»Sie sind noch nicht lange hier, oder?« Er nahm das Käppi ab. Fischers Haarfarbe war nicht zu erkennen. Er trug Vollglatze.

»Seit knapp drei Monaten. Ich hatte eine Auszeit.«

Das konnte er nicht wissen, es würde frühestens im übernächsten Jahr bei meiner Steuererklärung eine Rolle spielen.

»Weiterbildung?«

»Nein, man hat mich ...«

Fast umgebracht, wäre die Wahrheit gewesen.

»... angefahren«, sagte ich. »Drei Monate Reha, sechs Monate krankgeschrieben. Ich hoffe, das wird steuermindernd beurteilt.«

»Oh. Das tut mir leid.« Es klang ehrlich betrübt. »Geht es denn wieder?«

»Es muss.«

Der Aufzug hielt im achten Stock. Die Koreanerin schlich über den Flur, eine Zahnbürste im Mund und gekleidet in etwas, das genauso gut der letzte Schrei in der Kastanienallee sein konnte oder ein Frotteebademantel. Als sie uns sah, huschte sie in die Damentoilette. Fischer ließ sich nichts anmerken. Er musste seltsame Dinge in fremden Büros gewohnt sein.

»Dies ist ein sogenannter Coworking Space. Ich habe einen eigenen Raum für meine Kanzlei, aber die Vorteile von Rezeption, Telefondienst und Konferenzraum. Meine Kanzleipartnerin und ich haben uns getrennt.« Er wollte neben mir laufen, aber ich war zu schnell. »Keine Sorge. Ich habe alle Unterlagen für den betreffenden Zeitraum von ihr bekommen. Hoffe ich wenigstens.«

»Jaja, die Hoffnung.«

Er kicherte. Es hörte sich an, als ob er Knallerbsen aße. Überhaupt war mir im Fahrstuhl schon aufgefallen, dass er seltsame Geräusche machte. Er räusperte sich unterdrückt, zog die Luft durch die Zähne und schnaufte leise. Alles nicht aufdringlich, aber es verhalf ihm zu einer seltsamen Präsenz.

»Bitte sehr. Hier sind wir.«

Er hielt gleich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch zu und legte die Aktenmappe darauf. Dann suchte er mit einer

seltamen Verrenkung nach etwas in der Innentasche seines Anzugs. Es war ein Dienstausweis.

»Nicht nötig«, wiegelte ich ab. »Sie hatten sich ja avisiert. Kaffee? Dürfen Sie das annehmen?«

Wieder dieses leise, sanfte Knallen, das sein Lachen begleitete.

»Natürlich. Ich habe mir aber alles mitgebracht. Das ist besser. Immer vorbereitet sein.« Er öffnete seine Aktentasche, die sich als erstaunlich geräumig erwies, und holte eine Thermoskanne und eine Brotbox heraus.

»Darf ich?«

Beides landete auf meiner Schreibtischunterlage. Als Drittes gesellte sich ein Keramikbecher hinzu.

»Möchten Sie ablegen?«

Er nickte und schälte sich aus seinem Mantel, dann brachte er es fertig, sich mit seinem Schal beinahe zu strangulieren. Ich nahm beides entgegen und verschwand Richtung Flur und Garderobe. Als ich mit meinem Kaffee zurückkehrte, saß er schon. Vor sich vier dicke Hefter, in denen ich meine Steuerbescheide der letzten Jahre erkannte. Den ersten hatte er schon aufgeschlagen und sich darin vertieft. Neben sich einen verknitterten Stapel aus Marie-Luises Schuhkartons. Das Büro roch nach Kamille, ein Duft, der mich an Kinderkrankheiten erinnerte.

»Sie scheinen mir ein sehr organisierter Mensch zu sein«, sagte er und trank einen Schluck Tee. Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz und wusste nicht, ob das ein Kompliment, reine Konversation oder schon der Beginn der Prüfung war. »Im Gegensatz zu Frau Hoffmann.«

Er nahm den Altpapierstapel und versuchte, ihn zusammenzuschieben.

»Haben Sie jemals in Erwägung gezogen, einen Steuerberater hinzuzuziehen?«

»Wir *sind* Steuerberater.«

»Ja. Natürlich.« Er riss sich von dem Stapel los. Ganz oben lagen die Belege, die wir aus dem Dreck geklaubt hatten. »Da Sie in einer zwar voneinander getrennten, aber sich doch in gewissen Bereichen überschneidenden Gemeinschaft gelebt haben ...«

»Bürogemeinschaft«, verbesserte ich ihn.

»Selbstverständlich, in einer Bürogemeinschaft, müsste ich vielleicht bei der einen oder anderen Frage auch Ihre ehemalige Partnerin befragen. Ihre Kontaktdaten haben Sie?«

»Ja.«

Er nickte mir freundlich zu und vertiefte sich in seine Unterlagen. Ich fuhr den Computer hoch und fragte mich, wie lange ich ihn ertragen musste. Vier Jahre Steuerunterlagen. Machten sie Stichproben? Oder arbeiteten sie sich tatsächlich durch jede einzelne Seite, durch jede Quittung, durch jeden Beleg? Ernähren musste ich ihn glücklicherweise nicht. Aber auf Dauer würde es mit ihm, seinem Kamillentee und Marie-Luises Schuhkartons eng in dieser Butze werden.

Es folgte ein langer Vormittag. Ich konnte noch nicht einmal einen Termin außerhalb vortäuschen, weil ich mehrere telefonische Mandantengespräche zu führen hatte. Alle vor den Ohren meines Steuerprüfers, der still vor sich hinblätterte, Notizen machte, ab und zu leise knallte und sich mit einem beginnenden Schnupfen plagte, denn zuweilen schnäuzte er sich herzlich. Die Geräusche seiner Anwesenheit, so dezent sie auch sein mochten, störten mich. Er war wie ein tropfender Wasserhahn: Den ganzen Tag über hört man ihn nicht. Aber abends, wenn man im Bett liegt und alles zur Ruhe kommt, kann sogar ein leiser Ton das Nervenkostüm zerfetzen. Fischer fetzte auch. Anders, aber genauso penetrant. Meine Bürokabine war fast schalldicht, deshalb konnte ich nach einer Zeit

der Gewöhnung sogar seinen Atem hören. Ich schickte Marquardt eine SMS mit dem Inhalt: »Dringend! Treffen schon um 13 Uhr!«, um einen Grund zu haben, das Haus zu verlassen.

So nervig er war, so spürte ich dennoch Anwandlungen von Aufrichtigkeit ihm gegenüber. Ich wollte ihn nicht belügen. Er war durchdrungen von Wahrhaftigkeit und beseelt von dem gesellschaftlichen Nutzen seines Tuns. Das dachte ich über meine Arbeit auch, aber ich hatte nicht das Gefühl, damit mehr als nötig auf meine Klienten abzufärben.

»Sie spenden an die Berliner Tafel?«, fragte er in die Stille zwischen zwei Tropfen.

»Ja. Es könnte mehr sein, aber bei mir lief es letztes Jahr nicht so.«

Ein dünnes Lächeln, und er legte die Quittung zur Seite.

»Und die Bahnhofsmision«, fuhr er fort. »Hier sind auch fünfzig Euro für den Kältebus. Da ist ein Dreher im Datum. Ich lass das aber mal so durchgehen.«

Er riss mich damit aus einer kompliziert zu kalkulierenden Rechnung. »Danke«, knurrte ich und fing wieder von vorne an.

»Waren Sie einmal obdachlos?«

»Bitte?«

Er nippte einen Schluck erkalteten Kamillentee. »Nun, das sind alles Zuwendungen in eine bestimmte Richtung. Viele spenden fürs Tierheim, viele für die Kunst. Sie für Obdachlose. Warum?«

»Gehört das zu Ihrer Prüfung?«

Er lehnte sich zurück und rieb mit zwei Fingern über seine Nasenwurzel. Kontaktlinsenträger, wahrscheinlich erst seit Kurzem. »Nein. Natürlich nicht.«

»Warum fragen Sie dann?«

»Wissen Sie, ich bekomme oft einen sehr intimen Einblick

in das Leben meiner Prüflinge. Die meisten, mit denen ich zu tun habe, wollen Steuern vermeiden. Ausgaben in die Höhe treiben. Alles Mögliche am Fiskus vorbeischleusen. Bei Ihnen ist das anders. Man hat fast das Gefühl, es ist Ihnen egal, wie viele Steuern Sie zahlen.«

Egal? Ich begriff nicht ganz. »Könnten Sie das etwas präzisieren?«

»Sie liegen vor mir wie ein offenes Buch, Herr Vernau.« Wieder ein dünnes Lächeln. »Ich kann sehen, wie oft Sie für Frau Hoffmann die Miete übernommen haben. Wer von Ihnen den Kaffee eingekauft hat – das waren meistens Sie. Dass Sie für Papier, Druckerpatronen und fast alles andere aufgekommen sind. Der Lieferservice, wenn es wieder mal spät wurde. Und Unmengen an Toastbrot und Erdnussbutter. Die kann ich mir aber nicht erklären.«

»Das habe ich eingereicht?«

»Als Bewirtungskosten. Es wurde aber von meinen Kollegen nicht akzeptiert. Zu Recht, selbstverständlich. Aber ...« Er hielt den Kassenzettel eines Discounters hoch. »Sie hatten harte Zeiten.«

»Stimmt. Das alles lesen Sie aus meinen Steuerunterlagen?«

»Das alles und noch viel mehr.«

»Herr Fischer«, sagte ich, »Sie machen mir Angst. Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Sie wissen ja alles von mir. Sie und Ihre Kolleginnen und Kollegen.«

Er winkte ab. »Nur, was elektronisch erfasst oder quittiert worden ist.«

Damit holte er eine alte Kreditkartenabrechnung heraus und begann, einzelne Posten miteinander zu vergleichen.

»Sagen Sie ...«

Er sah hoch. »Ja, bitte?«

»Warum ich? Würfeln Sie? Bin ich aufgefallen? Wonach

suchen Sie sich ...«, *Ihre Opfer*, wollte ich sagen, besann mich aber noch rechtzeitig, »Ihre Prüflinge aus?«

Er dachte nach. »Statistisch gesehen wären Sie alle sieben- undneunzig Jahre an der Reihe.«

»Und warum *jetzt*?«

Wieder dieses Lächeln. »Sie haben einfach Glück gehabt.«

»Glück«, wiederholte ich.

Sebastian Marquardt starrte mich an, dann hieb er sich krachend auf die Schenkel und lachte.

»Glück gehabt! Meine Herren!«

Er lachte, dass ihm beinahe die Hemdknöpfe absprangen. Im Gegensatz zu mir (hoffte ich wenigstens) hatte er in den letzten Jahren zugelegt. Sein gut geschnittenes Gesicht mit der schmalen Nase und dem markanten Kinn hatte sich gerundet, ebenso wie der Bauch. Nur die Beine waren dünn geblieben, aber das bemerkte man nur, wenn man ihn schon lange kannte. Seine Anzüge ließ er beim selben Schneider am Kurfürstendamm nähen, der schon Helmut Kohl ausgestattet hatte, der für mich aber weder modisch noch in sonstiger Hinsicht ein *role model* gewesen war. Für Marquardt waren die Anproben Gelegenheit, den gesamten Klatsch und Tratsch der Berliner Gesellschaft zu hören und auf dem Laufenden zu bleiben. Besonders gerne in Fällen, wo diskreter rechtlicher Beistand angeraten schien. Seine Kanzlei blühte und gedieh. Da er sich mehr und mehr auf Steuer- und Wirtschaftsdelikte spezialisiert hatte, konnte ich mir denken, für welche Klientel er mittlerweile arbeitete. Goldene Uhr, goldener Siegelring, goldene Krawattennadel. Handgenähte Schuhe, für die er zweimal im Jahr nach London flog. Ein nagelneuer Jaguar parkte im Halteverbot vor dem Restaurant in einer Seitenstraße des Boulevards, er wurde als Stammgast empfangen und hofiert.